

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 20

Rubrik: Basler Bilderbogen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

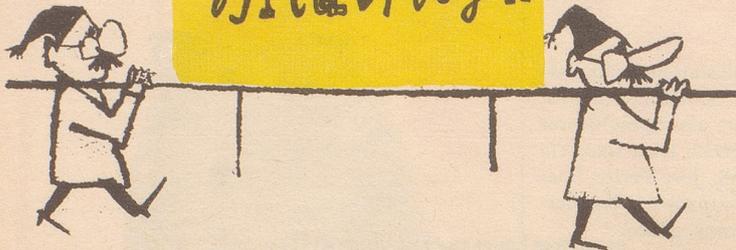
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Basler Bilderbogen



Künstler stehen auf der Straße

Von Hanns U. Christen

Nicht viele andere Städte gibt es, die so kunstfreundlich sind wie Basel. Keine Wand von auch nur einigermaßen Dimensionen, die nicht durch ein Gemälde geziert wäre. Kein Brunnen ohne Plastik. Keine Möbelfirma, die nicht aufs komplette Schlafzimmer auch gerade noch ein Bild mit einem griechischen Tempelchen samt Schwanentümpel dreingäbe. Ja, selbst in den Basler Amtsstuben hängen überall Originalwerke Basler Künstler, obwohl die meisten Beamten dort lieber kurvenreiche Originalwerke von Mutter Natur abgebildet sähen, und das in einem gewissen Falle auch schon einmal verwirklichten. Indem Organe der Strafverfolgung einen Kalender aufgehängt hatten, der seiner allzuvielen Kurven wegen im Handel verboten ist. Es handelte sich dabei aber nicht um Photographien der Gotthardstraße im Val Tremola. Und die privaten Kunstsammler in Basel sind ebenfalls emsig an der Arbeit. Es gehört zum guten Ton, seine Sammlung testamentarisch dem Kunstmuseum zu vermachen, und neuerdings gehört es scheint's auch zum guten Ton, daß die erbdenden Verwandten dann dieses Legat wieder rückgängig machen, weil ihnen – so sagen sie – die Bilder so fürchterlich eng ans Herz gewachsen sind. Worauf diese so eng verwachsenen Bilder dann umgehend auf einer Auktion versteigert werden. Also so kunstfreundlich ist Basel.

Und trotzdem stehen Basels Künstler auf der Straße. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Darunter darf man nicht verstehen,

daß sie mit farbigen Kreiden die Trottoirs anmalen, wie das in London und Paris gern geübt wird. Auch sind jene Männer, die schmierigen Asphalt auf die aufgerissenen Straßen pflätschen, nicht Tachisten oder Anhänger des «action painting», so sehr die Resultate das vermuten ließen, sondern Arbeiter des Baudepartements.

Die Sache ist vielmehr die, daß im kunstfreundlichen Basel die Künstler keine Ateliers mehr finden können.

Ein Dichter hat es leicht. Er setzt sich unter einen Baum, drauf die Vöglein zwitschern, und schreibt die Poesie auf einen Notizblock. Er braucht kein Atelier. Früher konnten das die Maler auch, als es noch modern war, Landschaften zu malen. Heute ist das nicht mehr modern. Andererseits dürfen aber auch viele Maler von Rang nicht mehr unter einem Baum sitzen und malen, weil die Vöglein beim Anblick der Gemälde in Furcht und Schrecken gerieten. Gar nicht zu reden von einer gelegentlich vorbeispazierenden Kuh, die in Gefahr stünde, daß ihr die Milch zusammenliefe. Nein – ein Künstler muß einfach ein Atelier haben, in dem er arbeiten kann. So ein Atelier hat einige Anforderungen zu erfüllen. Erstens muß es billig sein. Es gibt zwar schon Künstler, die im Jahr durchschnittlich so viel verdienen, wie ein Ausläufer einer Metzgerei, aber diese Glücklichen sind dann doch in der bescheidenen Minderzahl. Drum darf ein Atelier nahezu nichts kosten. Zweitens darf es nicht empfindlich sein. Ein Maler kann nicht während der Arbeit jeden Farbspritzer auf dem Fußboden aufwischen, oder ein Bildhauer jedes Klümplein Lehm oder Gips. Drittens soll es ungestört sein, denn schöpferische Arbeit verlangt Ruhe und Beschaulichkeit. Viertens muß es Atmosphäre haben. Früher gab es solche Ateliers in Hülle und Fülle, und zwar in den vielen alten Häusern der Stadt. Ich

kannte Maler, die für ihr Atelier zehn Franken im Monat bezahlten, und auch das war in manchen Monaten ein ansehnlicher Prozentsatz ihres Einkommens. Mitunter konnten sie sogar die Miete in Bildern abzahlen, und es war ein gutes Geschäft für die Hausmeister. Aber diese alten Häuser sind längst verschwunden und durch sogenannte Renditebauten ersetzt worden, in denen eine Wohnung vom selben Rauminhalt 240 Franken im Monat kostet. Also nichts mehr für einen Künstler ist. Einige dieser Neubauten haben sogar «Atelierwohnungen» eingebaut bekommen, meist auf der Dachterrasse, die sich ein Künstler sofort leisten kann, vorausgesetzt, er ist im Nebenberuf mindestens Vizedirektor bei einer Chemischen.

Was tut man in solchen Fällen? Wenn der private Bürger versagt und den Künstlern keine Ateliers mehr zur Verfügung stellen kann, ruft man den Staat an. Das hat in Basel der Direktor der Kunstabteilung der Gewerbeschule getan, und man hat ihm einerseits beruhigende Zusicherungen gegeben, andererseits aber gesagt: «Es kann nicht Aufgabe des Staates sein, für Wohnungen und Ateliers der Künstler zu sorgen.» Ich weiß nicht so recht... Ich bin vielmehr der ketzerischen Meinung, daß es der Staat unbedingt als seine Aufgabe betrachten würde, für eine Wohnung zu sorgen, sobald der Suchende etwa ein Regierungsrat oder ein höherer Beamter wäre.

Vorderhand stehen sehr viele von Basels Künstlern auf der Straße. Und zwar nicht nur junge und unbekanntere, sondern auch sehr angesehene. Wenn ich Namen nennen würde, wären Sie überrascht, liebe Leser. Und sie versuchen, in dem zu arbeiten, was man ihnen geben kann, nämlich in Zusicherungen. Zusicherungen eignen sich aber noch weniger zu Arbeitsräumen, als teure Neubauwohnungen das tun.

Eine Kunststadt verdient diesen ihren Ehrentitel nicht dadurch, daß sie Kunstwerke kauft und ausstellt. Sondern dadurch, daß in ihr Kunstwerke geschaffen werden.

Wenn also eine Stadt sich «Kunststadt» nennen möchte, so hat sie da-



Mag sogar
in allen Ländern
immer wieder,
wie man schreibt,
sich die
Frauenmode ändern,
eines ist gewiss:
er bleibt!



Tilsiter

Drum gehört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.



für zu sorgen, daß ihre Künstler schaffen können. Daß sie Ateliers zur Verfügung haben. Ist das so unerhört schwer? Ich behaupte: nein. Ich behaupte: es läßt sich auch heute noch machen.

Es gibt ein paar Lösungen. Erstens könnte man richtige Atelierhäuser bauen, die von unten bis oben voll Künstler wären. Am besten würde man sie zu einer geschlossenen Siedlung vereinen und in ihrer Mitte eine Arena einbauen, wo die Künstlergattinnen und -freundinnen sich über Meinungsverschiedenheiten miteinander aussprechen dürfen. Eine kleine Notfallstation zur ersten chirurgischen Versorgung von Verletzten sollte nicht fehlen. Zweitens könnte der Staat an private Neubauten Subventionen geben, falls dort Ateliers eingebaut und für eine lange Zeit nicht zu anderen Zwecken vermietet würden. Die moderne Bautechnik gestattet es, diese Ateliers so auszurüsten, daß man in ihnen künstlerisch arbeiten kann, ohne daß dem Mieter unterm Strich die Oelfarbe durch die Decke tropft. In beiden Fällen aber müssen die Ateliers billig, billig sein. Weshalb es ohne jährliche Zuschüsse des Staates nicht ginge. Er könnte dafür die Bedingung stellen, sich aus dem Werk der Künstler jährlich Bilder aussuchen zu dürfen. So etwas gab es in kulturell hochstehenden Zeitaltern – aber über die sind wir ja längst erhaben.

Noch viel einfacher, und sehr rasch zu verwirklichen, wäre eine dritte Lösung. Es gibt nämlich auch heute noch in Basel hunderte von Estrichen und Dachkammern und Kellern, die völlig ungenützt sind, sich aber zu Ateliers ausbauen ließen. Natürlich hat ein privater Hausbesitzer kein Interesse daran, ein paar Tausend Franken in so etwas zu stecken, wenn er im Monat nur ein paar Fünfler Miete daraus zieht. Aber der Staat könnte solche Ausbauarbeiten übernehmen und bezahlen. Das ließe sich in ein paar Monaten bewerkstelligen, und dann wären die Künstler wieder in der Lage, arbeiten zu können. Vielleicht könnte man den jährlichen Ertrag der Hundesteuer dafür aufwenden? Er beläuft sich auf annähernd 200 000 Franken. Es wäre sicher ein schöner Titel für einen Zeitungsartikel: «Reiche Hunde helfen armen Künstlern» ...

Bevor aber Basel etwas gegen die Ateliernot seiner Künstler tut, und solange man in Basel ungestraft sagen darf: «Es kann nicht Aufgabe des Staates sein, für Wohnungen und Ateliers der Künstler zu sorgen» – so lange soll Basel wenigstens bescheiden darauf verzichten, sich selber so sehr als Kunststadt zu rühmen. Die Holbeinbilder im Museum tun's nämlich nicht. Wenn man vor 450 Jahren in Basel schon so gedacht hätte wie heute, gäbe es im Museum nämlich gar keine Holbeinbilder. Weil Hans Holbein in Basel kein Atelier gefunden und drum seine Bilder anderswo gemalt hätte ...

HOTEL ROYAL

Beim Badischen
Bahnhof
Höchster Komfort
zu mässigen Preisen
Grosser Parkplatz

BASEL